



Neue Serie: Deutschland, deine Kanzler

»Auf den Kanzler kommt es an«, warb 1969 der CDU-Mann Kurt Georg Kiesinger. Viel hoch es ihm nicht. Und doch hatte er recht: Wer die Bundesrepublik verstehen will, muss ihre Regierungschefs kennen. Nicht weil alles an ihnen läge, nein. Die Kanzler gestalten zwar ihr Land, aber sie spiegeln auch Entwicklungen, die nicht in ihrer Macht liegen. Sie machen nicht nur Geschichte, sie werden auch von der Geschichte gemacht.

In den vier Wochen vor der Wahl blicken Historiker, Biografen und Publizisten noch einmal auf die Amtsinhaber seit Adenauer zurück – in dieser Ausgabe auch auf ihre Vorläufer, die Weimarer Kanzler (S. 22) – und fragen: Wie hat sich ihr Bild mit der Zeit verändert? Was bewegte sie? Was haben sie bewegt? Und worauf kam es dabei wirklich an? Den Auftakt machen Adenauer, Erhard und Kiesinger, die drei CDU-Kanzler der Nachkriegsära

In der nächsten Ausgabe

Willy Brandt und Helmut Schmidt
Sie waren Parteigenossen und erbitterte Kontrahenten, selbst um ihren Nachruhm konkurrieren sie noch. Hans-Joachim Noack und Axel Schildt ziehen Bilanz

Ohne Kampf ist ihm langweilig

Konrad Adenauer gilt seinen Kritikern als autoritär und kleingeistig. Dabei war er im Grunde ein Revolutionär **VON PAUL NOLTE**

Geliebt wird er nicht. Das Bild Konrad Adenauers ist facettenreich und widersprüchlich, heute wie bei seinem Tod vor 50 Jahren. Da ist die erstarrte Erinnerung, in der Benennung von Straßen und Plätzen und dem Köln-Bonner Flughafen. Da ist die populäre Anerkennung, die dem ersten Bundeskanzler in Umfragen und Sendungen wie der ZDF-Show *Unsere Besten* regelmäßigen Spitzenplatz sichert. Da sind aber auch die Skepsis, das tiefe Misstrauen, ja die Verachtung, mit der Teile des linken Lagers dem Staatsgründer der Bundesrepublik begegnen: dem restaurativen, dem autoritären, dem klerikal-kleingeistigen Adenauer, dem Kalten Krieger mit seiner ewigen Angst vor dem an der Elbe stehenden »Zoffjerrussen«.

Die Asymmetrie ist offenkundig: Trotz der Häme, mit der Adenauer seinem großen sozialdemokratischen Gegenspieler der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre, Willy Brandt, entgegengrat, hat das Unionslager viel eher seinen Frieden mit Brandt gemacht als umgekehrt die Sozialdemokraten mit Adenauer. Willy wird geliebt. Adenauer begegnet man mit Respekt.

Sein Bild, seinen Kopf, seine markanten Gesichtszüge kann beinahe jeder abrufen: unverwechselbar auf Fotografien der Nachkriegszeit, auf denen an rüchlichen Herren mit spärlichem Haarwuchs, die man leicht verwechseln kann, kein Mangel ist. Hager, vertikal, mit tiefen Altersfurchen: im Greisenalter wächern: Adenauer, das Indianergesicht.

Dazu passen seine Charakterzüge. Ein Intellektueller war der Jurist und Berufspolitiker gewiss nicht, obwohl die Neugründung der Universität in seiner Heimatstadt Köln nach dem Ersten Weltkrieg zu den größten Leistungen des damaligen Oberbürgermeisters zählte. Aber schlau war er, stets kalkulierend auf seinen Vorteil und das, was er als die Interessen Deutschlands ansah, das die Bundesrepublik für ihn trotz Teilung repräsentierte.

Adenauer war keiner, der auf den schnellen Kompromiss aus war. Demokratie verstand er als Konflikt mit bisweilen harten Bandagen. Das musste die SPD früh und bitter erfahren, als Adenauer sich nach der ersten Bundestagswahl im August 1949 gegen andere Meinungen, auch in seiner eigenen Partei, für die kleine, die bürgerliche Koalition mit der FDP und der Deutschen Partei entschied – die Mehrheit bei der Kanzlerwahl am 15. September erzielte er mit der eigenen Stimme. Die 1966 von Kurt Georg Kiesinger mit Willy Brandt als Außenminister gebildete große Koalition hat er gerade noch erlebt. Er war froh darüber, dass Ludwig Erhard, den er vergeblich als seinen Nachfolger hatte verhindern wollen, das Palais Schaumburg, in dem das Kanzleramt bis 1976 seinen Hauptsitz hatte, wieder verließ. Die spätere Neigung der Berliner Republik zur Konsensdemokratie aber hätte seine Zustimmung nicht gefunden: »Ohne Kampf ist es langweilig«, Adenauer, der Taktiker, der Fuchs.

Ein oberflächlicher Mensch war er deshalb nicht. Sein rheinischer Katholizismus, sein christlicher Glaube prägte sein Handeln und sein alltägliches Leben, bis zu den berühmten Worten auf dem Sterbebett: Da gebe es doch nichts »zu kriechen« – zu weinen und zu bejammern. Das zeigt zugleich, bei allen festen Überzeugungen, seine Nüchternheit, seinen erdvorbundenen Pragmatismus und seinen nie nachlassenden Sinn für Humor, für Ironie. Adenauer saß der Schalk im Nacken; man spürt das sofort, wenn man in seinen Aufzeichnungen, Reden, Briefen blättert. Doch ein kumpelhafter Humor, der auf schnelle Verbrüderung zielt, war seine Sache nicht, und als rheinische Frohnatur wird man ihn nicht bezeichnen können.

Adenauer studierte und sammelte erste berufliche, aber auch politische Erfahrungen im wilhelminischen Kaiserreich. Als Kind erlebte er noch Bismarck als Reichskanzler. Seine sozialen Umgangsformen kamen, wie der Historiker Golo Mann bei einer späteren Begegnung in Adenauers Sommerresidenz am Comer See bemerkte, »aus voremancipatorischen Zeiten«.

Seit einiger Zeit sagen die Historiker: Deutschland vom späten Kaiserreich bis in die frühe Bundesrepublik, von den 1890er Jahren bis in die 1950er Jahre, das war trotz aller politischen Brüche und Katastrophen eine einheitliche Epoche, was Werte, Mentalitäten und Lebensstil betrifft. Gemeint ist eine Welt aus Patriarchalismus und Bürgerlichkeit, Konventionen und Kernfamilie. Damit hat Adenauer nicht gebrochen – er konnte es nicht und wollte es nicht, zumal ein Bedürfnis nach Rückversicherung weit verbreitet war angesichts der nationalsozialistischen Angriffe auf diese Lebenswelt. Eine solche Wahrnehmung des »Dritten

Reiches« prägte die nach dem ersten Kanzler benannte Ära ebenso wie seine eigene Weltanschauung. Der Judenmord stand noch im Hintergrund; der Zweite Weltkrieg war noch kein rassistisch motivierter Vernichtungsfeldzug. Aber den totalitären Zugriff auf Privatsphäre, Religion und Familie galt es zurückzuweisen.

Wenn Konrad Adenauer immer wieder betonte, die Deutschen müssten »frei werden«, war damit eine charakteristische Melange gemeint. Gewiss frei von der Nazi-Diktatur und ihren Übergriffen auf das private Leben; frei auch im republikanischen Sinne – zur politischen Selbstbestimmung. Im selben Atemzug aber zielten seine Worte auf die Besatzungsherrschaft seit 1945. Denn während die Nazi-Zeit ja vorbei war, schränkten die westalliierten Vorbehalte die Souveränität der Bundesrepublik noch immer ein, und in der

ihnen offen widersetzt hatte. Ein gutes Jahr tauchte er in der Benediktinerabtei Maria Laach in der Eifel unter; die längste Zeit der NS-Herrschaft verbrachte er in seinem Wohnhaus in Rhöndorf. Nach dem Antritt auf Hitler vom 20. Juli 1944 wurde es eng für ihn: Er kam für einige Wochen in Gestapohaft, von September bis November 1944 saß er im Gefängnis von Köln-Brauweiler. Ein knappes halbes Jahr später, wenige Tage vor der Kapitulation des Deutschen Reiches, machten die Amerikaner ihn wieder zum Kölner Stadtoberhaupt.

Im folgenden Jahr begann sein kometenhafter Aufstieg – zuerst als Parteigründer: Mit vielen anderen wollte er die tiefe konfessionelle Kluft überwinden, welche die deutsche Politik und Gesellschaft seit dem Kulturkampf des protestantischen Preußen gegen die

konnte, erst recht nicht nach dem Gewinn der absoluten Mehrheit für die Union im Herbst 1957.

Doch im neuen Jahrzehnt begann der Abstieg. Sein Instinkt verließ ihn; die Dinge liefen in eine andere Richtung. 1959 überlegte Adenauer, als Nachfolger von Theodor Heuss Bundespräsident zu werden, und machte dann doch einen Rückzieher. Bei den nächsten Bundestagswahlen verlor seine CDU kräftig, während »Genosse Trend« die SPD beflügelte. Die FDP unterstützte ihn nur unter der Bedingung, dass er in der Mitte der Legislaturperiode zurücktrete. Und der Weg bis dahin war steinig. In der Spiegel-Affäre von 1962 sah Adenauer einen »Abgrund von Landesverrat«, während die öffentliche Meinung eher um die Pressefreiheit besorgt war – der Etratismus des Kanzlers wirkte aus der Zeit gefallen.

Ein Jahr nach seinem Rücktritt, im August 1964, blickte Konrad Adenauer auf die 14 Jahre seiner Kanzlerschaft zurück. Was war ihm am wichtigsten? Er wollte Deutschland wieder die außenpolitische Handlungsfreiheit sichern, und mehr noch: Gleichberechtigung am Tisch der freien, der westlichen Nationen – beziehungsweise auf deren Teppich. Dafür steht der berühmte Schritt Adenauers beim Empfang des Besatzungsstatus der jungen Bundesrepublik am 21. September 1949 auf dem Petersberg: Ohne zu zögern, stellte er sich damals zu den drei Höhen Kommissaren und ordnete sich ihnen damit symbolisch gleich.

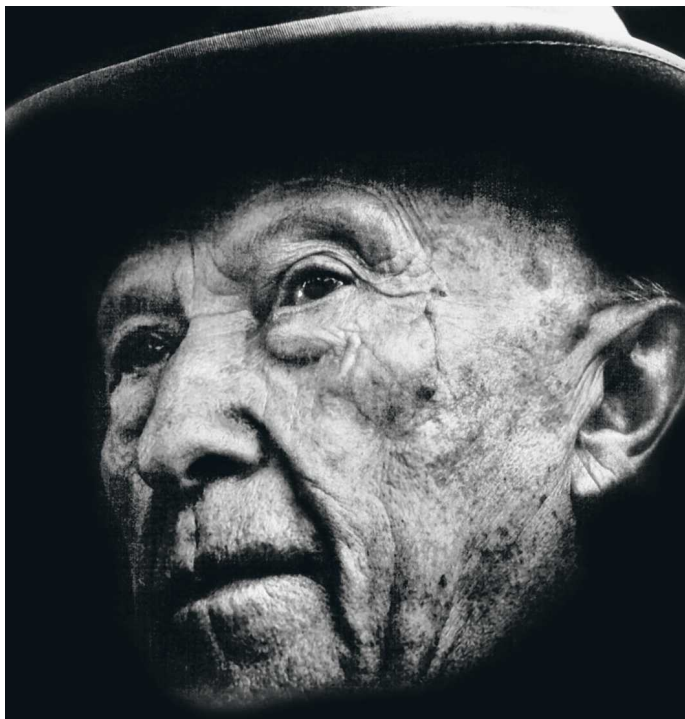
Adenauer wusste: Der neue deutsche Staat musste sich anders orientieren als das Kaiserreich, aber auch anders als die Weimarer Republik. »Keine Rapallopolitik« hieß das für Adenauer in Erinnerung an den deutsch-russischen Vertrag von 1922, keine Schaukelpolitik zwischen Ost und West, sondern feste Verankerung im Westen. Adenauer machte aus der Not eine Tugend; er interpretierte die Siegermächte als natürliche Verbündete. Durch die Etablierung einer stalinistischen Diktatur in der Sowjetischen Besatzungszone sah er sich bestätigt: Sie machte die antikommunistische Strategie des Westens erst recht notwendig.

Der »Kanzler der Alliierten«, als den SPD-Führer Kurt Schumacher ihn beschimpfte, war in Wahrheit ein Revolutionär, was die historische Rolle Deutschlands anging. Er vollzog, nach dem Urteil des Historikers Rudolf Mursy, eine »skulpturale Achsenschneidung der Geschichte« für das Land, dessen Bündnispolitik und kulturelles Sonderbewusstsein im halben Jahrhundert zuvor zunächst in eine schwere Niederlage und dann in eine Katastrophe geführt hatten. Konrad Adenauer behielt nationale Interessen im Auge und war doch ein »Postnationaler« avant la lettre. Er strebte nicht nur danach, die alten europäischen »Erbfeindschaften« zu überwinden – dafür steht der deutsch-französische Elysée-Vertrag vom 22. Januar 1963 –, sondern auch nach einer engen politischen Integration Europas.

Freiheit, Wiederaufstieg, Gleichberechtigung: Trotz des unstrittigen Primats der Außenpolitik im Denken und Handeln Adenauers bildete das auch ein Leitmotiv seiner Innen- und Sozialpolitik. Im Anschluss an den Westen sah er die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufschwung darum kümmerte sich Ludwig Erhard, den Adenauer zugleich für ein außen- und staatspolitisches Risiko hielt. Die Förderung des Wohnungsbaus, vor allem aber der 1952 beschlossene Lastenausgleich zugunsten der Flüchtlinge und Vertriebenen und die Rentenreform von 1957 ebneten soziale Zerklüftungen ein. Nicht eine egalitäre Gesellschaft im sozialistischen Sinne war das Ziel des Kanzlers, sondern eine befriedete Gesellschaft. Auch hier machte es ihm die Kontrastfolie der ortsdeutschen Verhältnisse leicht, erfolgreich für sein Modell der wirtschaftlichen Entwicklung in einer sozial regulierten Marktwirtschaft zu werben.

Was wäre heute anders, ohne ihn? Ziemlich sicher wäre Deutschland weniger eine »Kanzlerdemokratie«, wären seine Regierungen labiler und kurzlebiger. Vermutlich wäre es weniger föderalistisch – und würde die föderalen Gegenkräfte, angesichts des neuen magnetischen Zentrums Berlin, weniger gut verteidigen können. Das Verhältnis zu Frankreich wäre anders, vielleicht dem zu Großbritannien ähnlicher, mit allen Konsequenzen für die europäische Integration. Die Bindung an den Westen wäre schwächer, dafür vielleicht das Verhältnis zu Russland enger. Man mag darin nur Nuancen erkennen. Und doch wäre das ein anderes Land, ohne die Revolution des Mannes, den sein Biograf Hans-Peter Schwab den George Washington der Bundesrepublik nannte.

Paul Nolte ist Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Freien Universität Berlin



Konrad Adenauer (CDU)
1876 geboren in Köln, 1967 gestorben in Rhöndorf. Kanzler vom 15. September 1949 bis zum 16. Oktober 1963
Im Amt für 14 Jahre, 1 Monat, 2 Tage. Hat regiert in Koalition mit der FDP, der Deutschen Partei (DP) und dem Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE). Alter bei Amtsantritt: 73 Jahre
Berühmtester Wahlkampfslogan: »Keine Experimente!« (1957). Bestes Ergebnis für seine Partei: 50,2 Prozent (1957)

»Ostzone« existierte eine sowjetisch gelenkte Diktatur. Adenauer schaute nicht in die Vergangenheit, sondern lebte in der Gegenwart und handelte nach vorn.

Das hatte er schon in seinem ersten politischen Leben unter Beweis gestellt: 1917 wurde er Oberbürgermeister von Köln, der zweitgrößten preußischen Stadt nach Berlin, und nahm sich ein umfassendes Programm zur Modernisierung der Infrastruktur vor, wie wir heute sagen würden. Die militärische Befestigung machte einem großzügigen innerstädtischen Grüngründ Platz. Eine Maßnahme mit Symbolgehalt: Als Rheinländer blickte Adenauer freundlich nach Westen – und mit gemischten Gefühlen nach Osten, auch in die damalige preußische und Reichshauptstadt Berlin. Da ging es heidnisch, militärisch, zentralistisch zu, und überhaupt fehlten dem märkischen Kartoffelsandboden die Zivilisation und Tiefe der römischen Weinkultur.

Trotzdem verschärfte er eine hohe politische Position in Berlin nicht: Von 1921 bis 1933 war der rheinische Zentrumspolitiker Adenauer Präsident des Preußischen Staatsrats, aber des zweiten, föderalen Kammer des mit Abstand größten Gliedstaats des Deutschen Reiches. Mit der demokratischen Verfassung der Weimarer Republik hatte er, anders als ein Großteil der bürgerlichen Eliten, keine Probleme. Ein zu »Vernunftrepublikaner« mühsam bekehrter »Herzennsmonarchist«, wie der Historiker Friedrich Meinecke sich einmal selbst beschrieb, war er nicht. Er verstand sich als ein Mensch und Politiker des rationalen Entscheidens und des Interessenkalküls, nicht als ein Gesinnungsethiker.

Die Nazis jagten den Oberbürgermeister Adenauer am 13. März 1933 aus dem Amt, nachdem er sich

Katholiken in den 1870er Jahren durchschnitten. Anstelle der katholischen Zentrumspartei sollte eine christliche »Union« von Katholiken und Protestanten entstehen: die CDU.

Vom Rheinland aus baute Adenauer die Partei auf und brachte sie hartnäckig, gegen die Verfechter eines christlichen Sozialismus, auf einen bürgerlichen, antizönsalistischen Kurs. Konservativen wollte die CDU eine Heimat geben, sofern sie sich zu Republik und Demokratie bekamen. Aber erst im Laufe eines Jahrzehnts saugte die CDU – ebenso wie ihre bayerische Schwester CSU – andere bürgerlich-konservative Parteien auf, vor allem die Deutsche Partei (DP) und die Vertriebenenpartei BHE. Das war eine Revolution für sich: die Überwindung der konfessionskulturellen und der damit eng verknüpften regionalen Zerklüftung in der politischen Kultur Deutschlands durch die CDU als neue Integrationspartei. Von 1950 bis 1966 war Adenauer ihr Bundesvorsitzender.

Parteilührung und Regierungsführung miteinander zu verbinden wie in der britischen Westminster-Demokratie – das machte Konrad Adenauer zu einem Markenzeichen der Bundesrepublik bis heute. Wenn ein Martin Schulz den Anspruch auf Kanzler erhebt, soll er auch Parteivorsitzender sein. Aber die eigentliche Bühne Adenauers war der neue, sich erst konstituierende und dann immer noch nicht souveräne Staat. Der alte Mann setzte sich durch, mit seiner Erfahrung, seiner Zügelstreibigkeit, seinen taktischen Schachzügen: als Präsident des Parlamentarischen Rates 1948 und ein Jahr später als Bundeskanzler. Ein gutes Jahrzehnt lang gab es niemanden, der ihm das ernsthaft streitig machen